



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Das Dogma vom klassischen Altertum

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

zum Seevolke. Trotz elender politischer Verhältnisse und der für den Weltverkehr ungünstigen Lage unsrer Häfen hat sich unsre Handelsflotte zur zweitgrößten Europas entwickelt; unsre Stammverwandten, die Engländer und Holländer, haben in zahllosen Seeschlachten gezeigt, daß die germanische Rasse den romanischen Völkern auf dem Meere überlegen ist. Auch in der Kunst des Schiffbaus stehen wir hinter keinem Volke zurück; das beweisen der „Fürst Bismarck,“ die neue Facht „Hohenzollern“ und unsre neuen Hochseepanzerschiffe.

Möge sich die Marineverwaltung entschließen, auf dem Wege weiterzugehen, den sie mit der Veröffentlichung der Probefahrtsergebnisse der Schiffe „Wörth“ und „Kurfürst Friedrich Wilhelm“ betreten hat, dann wird auch allmählich in unserm Volke Verständnis und Interesse für die Flotte erweckt werden, und die Volksvertreter, deren große Mehrheit sich bisher, gewiß nicht aus Bosheit, sondern aus Unkenntnis, was bis zu einem gewissen Grade entschuldigbar war, den Marineforderungen gegenüber so spröde gezeigt hat, werden in Zukunft bewilligen, was zur Erhaltung und Steigerung unsrer Wehrkraft zur See, was zur Behauptung der Machtstellung des Vaterlands vonnöten ist.



## Das Dogma vom klassischen Altertum



Die Gelehrten sind bis auf diese Stunde nicht einig und die Ungelehrten nicht klar darüber, ob die Revolution am Ende des achtzehnten oder die „Evolution“ am Ende des neunzehnten Jahrhunderts tiefgehender, umwälzender und nach allen Seiten bedrohlicher gewesen sei. Gewiß ist, daß die letzten Jahrzehnte unendlich mehr von allen Lebensgewohnheiten, Bildungsüberlieferungen, Erkenntnissen und Überzeugungen in Frage gestellt haben, als die wilden Jahre der französischen Umwälzung, der Schreckensherrschaft und der kriegerischen Okkupation von halb Europa. Wenn das Leben nach allem, was neuerdings in Träumen und wilden Wünschen, in Theorien und kritischen Erörterungen dem Untergang geweiht worden ist, noch so ziemlich und leidlich seinen alten Gang geht, so ist das wahrlich nicht das Verdienst unsrer gefestigten Weltanschauung, sondern die Folge davon, daß der heutigen Gesellschaft von rechts und links so wild ins Ohr geschrien wird, daß sie schließlich auf beiden Ohren taub erscheint. Da es nirgends einen Glaubenssatz, eine Erfahrung, ein Gefühl mehr giebt, die nicht von einer Seite her für verderblich, veraltet, verlogen erklärt würden, so scheint wohl das tausendjährige Reich für

die Reformer jedes Stils und Gepräges gekommen. Nichts aber ist gewisser, als daß das Gewirr und die Gewaltfameit der zahllosen Verkündigungen, Forderungen und Vorschläge auf einen ziemlich stumpfen Gleichmut der herrschenden Kreise trifft, daß die hellste wie die bedrohlichste Glut der Reformlustigen den Leuten als ein vergnügliches Feuerwerk gilt. Und dies hat wieder den Nachteil, daß jeder, der auf irgend einem Gebiet etwas Bedeutendes, Neues und Entscheidendes zu vertreten hat, den Ton nicht scharf oder hoch genug anschlagen zu können meint, daß jeder mit wuchtigem Nachdruck das Äußerste setzt und behauptet, was sich in seinem Fall vorbringen läßt. Hält er doch für gewiß, daß nur ein Teil davon wirksam werden wird.

Unter dem Druck dieser Gewißheit hat offenbar auch ein Schriftsteller von ernstem idealem Geist, von tiefer und umfassender Bildung, von tapferer Selbstständigkeit und scharfem kritischem Blick, Dr. Paul Merrlich, Professor am Askaniischen Gymnasium in Berlin, in seinem Buche: Das Dogma vom klassischen Altertum in seiner geschichtlichen Entwicklung (Leipzig, C. L. Hirschfeld) den Bogen straffer gespannt, als nötig gewesen wäre, um das Ziel zu treffen. In dem Titel des Buches liegt sein Inhalt schon angedeutet: das Wort „Dogma vom klassischen Altertum“ schließt die Anschauungsweise ein, die Merrlich entschlossen und unbarmherzig bekämpft, weil er sie nach ihrer geschichtlichen Seite für einen schweren Irrtum, nach ihrer ethischen für ein Hemmnis der gegenwärtigen und künftigen Entwicklung, nach ihrer ästhetischen für eine fortgesetzte Trübung des Geschmacks und des Urteils ansieht. Das Dogma vom klassischen Altertum gehört nach der in Merrlichs inhaltvollem Buche verfochtenen Überzeugung „zu den einstmals weltgeschichtlichen Irrtümern; die Gegenwart verlangt Befreiung auch von diesem Dogma.“ Als den Kern dieses Dogmas erkennt Merrlich die einseitige Überschätzung des antiken Lebens, die Vorstellung, daß die Alten, d. h. die Griechen und Römer, auf jedem Lebens- und Wissensgebiete, namentlich aber in der Dichtung und in den Künsten das Höchste hervorgebracht hätten und niemals wieder zu erreichen, geschweige denn zu übertreffen seien, die unkritische und ungeschichtliche, rein rednerische Überlieferung, die schlechthin das Geringsfügigste, das hellenischen Ursprungs ist, über das Höchste und Gehaltvollste setzt, was Mittelalter und Neuzeit hervorgebracht haben. Das Emporwachsen dieser Vorstellung und Überlieferung in und neben der allmählichen Wiedererkennung der Welt des Altertums, ihre Wandlungen im Laufe der Jahrhunderte und die Wirkung, die sie auf die gesamte Bildung der letzten Jahrhunderte gehabt haben, die historische Darstellung des Widerspruchs zwischen der gewaltigen Entwicklung der Welt, der Wissenschaft und der Litteratur und der Enge einer Auffassung, die im griechischen Altertum nicht nur den Jungbrunnen des ersten glücklichen jugendfreundigen Aufschwungs menschlicher Gesittung und Geistesbildung ehrt, nicht nur ein Höchstes, sondern das Höchste ausschließlich bewundert, bilden

einen Hauptteil des Herrlichschen Werkes. Naecht, wie sie hier aus dem Et herausgeschält und durch Heranziehung einer endlosen Litteratur nachgewiesen wird, stellt sich die von Herrlich bekämpfte Auffassung nun wohl selten dar; daß sie aber in tausend Köpfen geheim fortwirkt, die klare Erkenntnis und unbefangne Würdigung von unzähligen Lebens- und Geisteserscheinungen gefährdet, daß sich eine gewisse philologische Einseitigkeit allmählich zu dem Dogma ausgewachsen hat, daß die rein grammatische Behandlung der antiken Sprachen und die grammatische Schulung nicht nur ein unentbehrliches und bedeutendes Bildungsmittel, sondern der höchste Bildungszweck überhaupt sei, kann man sich nicht verhehlen. Als den schwächsten Punkt dieses besondern Dogmas bezeichnet Herrlichs Erörterung die Thatsache, daß unbestrittnermaßen in der bildenden Kunst, namentlich in der Plastik, die vollendetsten Lebensäußerungen des griechischen Geistes und der griechischen Geschmacksbildung erhalten sind, und daß bei der Erkenntnis des Altertums, die ausschließlich durch die Grammatik vermittelt werden soll, die Werke des Phidias und des Praxiteles als völlig untergeordnete Leistungen gelten müßten.

Nicht mit Unrecht widmet Herrlich in der Mitte seines Buches dem Kampf, den zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts Charles Perrault, der französische Märchendichter und Litterat, in seinen vielbestrittenen Parallèles des Anciens et des Modernes begann und gegen Boileau, Swift und Bentley mannhafte bestand, eine eingehende und liebevolle Würdigung. Im Grunde ist sein eignes Buch „Das Dogma vom klassischen Altertum“ nur eine Wiederaufnahme des damals unentschieden gebliebenen Streites. Und da Herrlich auf zwei Jahrhunderte mehr voll mächtigen Lebens und großer Leistungen zurückblickt als der Franzose des Zeitalters Ludwigs XIV., so ist es ihm freilich leichter, die einseitige Beschränktheit nachzuweisen, die in keiner modernen Erkenntnis und Schöpfung etwas anderes zu sehen vermag, als den Nachklang des klassischen Altertums und auch noch den Dichter des „Hamlet“ und des „König Lear,“ wie den des „Faust“ und des „Werther“ tief unter den Dichtern der Antike erblickt. Im großen und ganzen wagt ja doch kein heutiger Verfechter des Altertums mehr über die Linie hinauszugehen, die Th. Bergk in seiner griechischen Litteraturgeschichte zieht, wenn er mißmutig zugesteht, daß die Poesie der modernen Völker, was Größe der Weltanschauung, Fülle der Gedanken und Tiefe der Empfindung betrifft, im allgemeinen höher stehe als die Poesie des Altertums, daß diese aber dafür durch das Vorherrschen des Idealen über das Reale, durch die hohe Vollendung der Form, die unvergleichliche Reinheit der Sprache, den Zauber des Wohllauts, den Reiz und Reichtum der metrischen Bildungen Vorzüge behauptet, in denen ihr die neuere Poesie nicht gleichkommen kann. Wenn Herrlich auch diese Anschauung noch befehdet, wenn er in Übereinstimmung mit Paulsen dem Schulhochmut gegenübertritt, der die Existenz einer selbständigen modernen Kultur leugnet oder dieser Kultur den

ethischen Wert abspricht und die inkarnirte Humanität einzig und allein bei den Römern und Griechen sucht, so meint er offenbar mit Perrault, daß große Thaten erst aus der Überzeugung hervorgehen, daß die Antike auf allen Gebieten erreicht und übertroffen sei und auch fernerhin erreicht und übertroffen werden könne. Aber „niemand überspringt einen Graben, der das nicht vorher für möglich gehalten hätte!“ In Wahrheit kümmert sich freilich die ungeheure Mehrzahl der modernen Forscher, Schriftsteller, Dichter und Künstler sehr wenig um das Verhältnis ihres Schaffens zu den antiken Mustern und Meistern, die Tage der Renaissance, denen Virgil und Horaz als Führer und geistige Gesetzgeber galten, liegen auf Nimmerwiederkehr hinter uns. Aus Merklachs auf so umfassendes geschichtliches Wissen gestütztem Buche kann auch der Laie bald wahrnehmen, daß das, was der Verfasser als Dogma vom klassischen Altertum bezeichnet und bekämpft, zu verschiedenen Zeiten höchst verschiedene Gestalten angenommen hat. Merklach betont selbst wiederholt den ungeheuren Unterschied, der zwischen der Altertumsauffassung der Humanisten des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts oder der der deutschen Denker und Dichter des achtzehnten Jahrhunderts besteht und weist wiederum sehr nachdrücklich darauf hin, daß die Begeisterung für die Antike, von der Lessing und Boß, Goethe und Schiller erfüllt und zeitweise beherrscht waren, „mit dem heute in unsern Gymnasien verlangten so gut wie nichts zu schaffen hatte.“ Ihm sollte also ein Dogma, das so wandlungsfähig und zu einem guten Teile eben nur Widerschein der wechselnden Zeitanschauungen ist, das sich gegenüber der Macht und den Forderungen der Wirklichkeit meist als ohnmächtig erweist, nicht so bedrohlich erscheinen, um mit ganzen Rüstkammern von Waffen dagegen zu Felde zu ziehen, Rüstkammern, in denen sich neben blanken Schwertern von feinem Schliff auch rostige Keulen und Partisanen, ja selbst die Drecksflegel aus den Tagen der Hussitenzüge und der Bauernempörungen vorfinden. Folgt man mit Aufmerksamkeit den geschichtlichen Darstellungen des Verfassers, so nimmt man wahr, daß seine Kritik nach jedem Rüstzeug greift, was je gegen die Selbstüberhebung, die innere Unwahrheit, die Zerfahrenheit und gelegentliche Unsittlichkeit der Humanisten, der neulateinischen Dichter geschmiedet worden ist, daß er ihren Nachfahren, den Neuhumanisten, seit Hemsterhuis und Ruhnkens, mit starkem kritischen Mißtrauen gegenübersteht, daß er jederzeit bereit ist, den Gegnern der von ihm befehdeten mehr Glauben zu schenken als den angegriffnen selbst. „Fragen wir, schreibt er über die Reihe hervorragender Altertumsforscher, die von Gesner und Ernesti bis zu Heyne und Winkelmann reicht, nach ihrer Auffassung des Altertums selbst, so leuchtet ein, daß das, was wir anfangs als Fortschritt erkannten, die Erhebung über den Kleinigkeitsgeist, zugleich verhängnisvoll wurde, insbesondre für die Schulen. Wurden die Altertumsstudien mit Energie wieder aufgenommen, so konnte es nicht ausbleiben, daß auch von dieser Seite her die Melanchthon=Sturmische

Richtung von neuem in ihrer Herrschaft befestigt wurde. Gesner mit seinem dem Modernen zugewandten Streben erscheint als *rara avis*; von einer besondern Pflege der Muttersprache war nicht mehr die Rede, die Reformen eines Raticius und Comenius sind allem Anschein nach für immer begraben. Selbst der nicht abzuleugnende Fortschritt darf nicht überschätzt werden, denn trotz der Polemik wider die *doctores umbratici* erhebt sich kein einziger zur höchsten Freiheit; Winkelmann überragt alle, doch selbst Justi wies auf seine Schranke hin. . . . Es fehlt selbst da, wo sich die Anfänge von dem zeigen, was später Realphilologie genannt wurde, diejenige echte Kritik, welche ihr Objekt ebenso mit dem Ideale wie mit allen übrigen der gleichen Gattung vergleicht.“ Mercklich mag hiermit im ganzen Recht haben, es ist aber die gefährlichste aller Vorstellungen, die mit der Erkenntnis der Schranken eines Geistes, der Mängel eines Werkes zugleich auch dessen Verdienst aufgehoben glaubt, und mehr als einmal will es uns der leidenschaftlichen Beredsamkeit des Verfassers gegenüber bedünken, als ob er dieser Vorstellung nicht energisch genug Widerstand leistete.

Das zweite Buch des Mercklichen Werkes schließt mit dem Satz: „Winkelmanns Standpunkt, so hoch er sich über die übrigen erhebt, ist nicht frei von Einwendungen. An Stelle der anfänglich zur Alleinherrscherin erhobnen Natur setzt er sofort die Griechen; hinsichtlich ihrer Mustergiltigkeit aber erhalten wir mehr Behauptungen als Beweise. Er erklärt die Schönheit entweder für unerforschlich oder sucht sie in unzureichender Weise zu definiren; auch da endlich, wo er sich zum einzelnen wendet, vermögen wir ihm nicht zu folgen. Gesezt aber auch, der Beweis für die Mustergiltigkeit der antiken Plastik sei erbracht, so folgt daraus nichts(?) für das Lob des Altertums überhaupt. Denn daraus, daß ein Volk unerreichbare Bildwerke besitzt, ergiebt sich nicht das mindeste für die übrige Kunst, also auch nicht für die Dichtung. Gesezt ferner, der Schluß von der Plastik auf die Kunst sei gerechtfertigt, so blieb doch noch das Verhältnis der Kunst zu den übrigen Äußerungen des geistigen Lebens zu erörtern, selbst wenn aber auch hier die Griechen Mustergiltiges geschaffen hätten, würde daraus noch nichts für die Römer folgen.“ Deutlich genug geht aus diesen Worten, wie aus hundert andern Stellen des Buches hervor daß wir, trotz der eifernden Polemik Mercklichs gegen die lebentötende, künstlerische Nachahmung der Antike, den Hauptkern seiner Untersuchungen und Erkenntnisse nicht in den ästhetischen Partien des Werkes zu suchen haben. Zwar würde der feinsinnige Kenner antiker und neuer Dichtung, als der sich Mercklich erweist, der kunstbedürftige moderne Mensch, sobald es Ernst werden sollte, schwere Bedenken tragen, mit Niebuhr „selbst in Moor und Heide unter freien Bauern, die eine Geschichte haben, vergnügt zu leben und keine Kunst zu vermessen,“ zwar verrät sich überall, daß ihm die Dichtung so unentbehrlich ist wie die Lebenslust, aber die eigentliche Leidenschaft seiner streitbaren Darstellung

strömt nicht aus der Seele des Ästhetikers, sondern aus der des Philosophen und Pädagogen. Wie Herrlichs gesamte Kritik des Dogmas vom klassischen Altertum und seine damit zusammenhängende Polemik gegen die einseitigen Ansprüche der Philologie, gegen die beliebte Geringschätzung des Erziehers und der Erziehung in der Schlußforderung gipfelt: „Jeder Lehrer hat sich zunächst wissenschaftlich als Pädagoge auszubilden und erst von dieser Basis aus dem Fachstudium zuzuwenden,“ wie er vor der „Utopie“ nicht zurückschreckt, daß an der Spitze alles Unterrichtswesens ein aus dem Lehrerstande hervorgegangener Unterrichtsminister, kein Jurist zu stehen habe, so durchzieht sein ganzes Buch eine bittere Beurteilung der Gleichgiltigkeit gegen die eigentliche Erziehung, gegen die Erweckung einer einheitlichen Geistes- und Herzensbildung in der modernen höhern Schule, so erfüllt ihn ein warmes und nur allzu reizbares Gefühl für die Notwendigkeit einer Grundanschauung für die gesamte Bildung. Die Zerfahrenheit und Zwiespältigkeit hat an Herrlich einen ebenso scharfen Gegner als die Kälte, die Steine statt des Brotes bietet, die der tiefsten Bedürfnisse der Seele, namentlich der werdenden Seele spottet. So stark ist in Herrlich die Sehnsucht nach dem festen Mittelpunkt, nach der Einheit der Bildung, daß er in seiner Darstellung des sechzehnten Jahrhunderts kein Bedenken trägt, zu sagen: „Seit langer Zeit standen glücklicherweise endlich wieder einmal die religiösen Interessen im Vordergrund. — Wahrlich es war eine große, eine beneidenswerte Zeit, welche verlangte, daß der einzelne Lehrer vom untersten bis zum obersten zugleich Theologe war. — Einheit des Bekenntnisses war mit Recht die Lösung. — Die lutherische Lehre repräsentierte eben damals die augenblicklich höchste Stufe des menschlichen Geistes, nicht aber handelte es sich um Erhaltung von Abgestorbnem.“ In diesem Gefühl und dem kühnen Hinweis darauf, daß das eigentliche Leben, die den ganzen Menschen ergreifende und durchdringende Bildung niemals von einer noch so vorzüglichen formalen Schulung, von einem noch so fein geschliffnen Werkzeug, sondern immer nur von einem lebendig ergriffnen Inhalt, einem Ideal ausgehen kann, in der Forderung und Vorahnung eines solchen Ideals liegt eine Hauptstärke und eines der unanfechtbarsten Verdienste des Herrlichschen Buches. Sieht man genau zu, so hat die ganze überreiche Fülle von geschichtlichen Darlegungen und Hinweisen, von Kritik und Polemik nur die Aufgabe, im Leser das gleiche Gefühl, die gleiche Forderung und Vorahnung zu wecken. Bogen für Bogen würden zahlreiche Einzelheiten von Herrlichs Darstellung anfechtbar sein, aber Bogen für Bogen drängt sich unabweisbar die Ueberzeugung auf, daß die brennenden Fragen, die Herrlich aufwirft, im kommenden Jahrhundert nicht unbeantwortet bleiben können.


Ob es gerade die Antworten sein werden, die sich der Verfasser des „Dogmas vom klassischen Altertum“ selbst erteilt? Als die erlauchtesten Geister

des auf Luther folgenden Zeitraums gelten ihm Descartes, Spinoza, Leibniz und deren Schüler, in der Philosophie bis zu Hegel liegt für ihn die wahre Weiterentwicklung des menschlichen Geistes, und er spürt selbst, daß er damit auf ein „bis auf weiteres unlösbares Problem“ trifft. Die unüberwindlichen Schwierigkeiten (der Zwiespalt zwischen dem überlieferten evangelischen Christentum und der Weltanschauung der großen Dichter und der philosophischen Denker) „haben dazu geführt, daß die Religion immer mehr Adiaphoron wurde; daß dies aber nur ein Provisorium sein kann, liegt auf der Hand. So gewiß wie, um Hegels Ausspruch zu wiederholen, die Religion der Ort ist, wo ein Volk sich die Definition dessen giebt, was es für das Wahre hält, so gewiß muß auch der Religionsunterricht derjenige sein, von dem alle übrigen Lehrgegenstände ausgehen und dem sie alle zustreben. — Es bleibt nichts übrig, als sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß das nächste Jahrhundert vollendet, was das jezige begonnen hat, und daß etwas neues an Stelle des alten tritt.“ „Die mit Kant beginnende und mit dem durch seine Nachfolger interpretirten Hegel abschließende Philosophie muß in eine Form gebracht werden, welche sie von ihrer Exklusivität befreit.“ Nicht einen Augenblick ziehen wir in Zweifel, daß es Herrlich heiliger Ernst mit seiner religiösen Sehnsucht, wie mit seiner Hoffnung auf ein geniales Individuum ist, das ein neues schafft. Aber das muß er selbst fühlen, daß für Hunderttausende der Besten diese Hoffnung eben auch nur ein Stein statt lebendigen Brotes ist. Die „Umwandlung des Hegelianismus in Religion“? Der Verfasser wird uns verzeihen, daß wir unsre Augen lieber zu dem lebendigen Christusbilde zurückwenden in der Zuversicht, daß dieses Zurück unter allen Umständen ein Vorwärts einschließt.



## Wandlungen des Ich im Zeitenstrome\*)

### 4. Die Universität. Professoren

urz vor meinem Abgang zur Universität hatte der Fürstbischof Diepenbrock ein Konvikt gestiftet, worin arme Studenten der Theologie freie Wohnung, Frühstück, Abendbrot und zwei Mittagstische die Woche erhielten. Da ich darin aufgenommen wurde, war der Präsekt der Anstalt, Stern, der erste Professor, den ich zu Gesicht bekam. Der zweite war der Prälat (Domdechant) Ritter, dem ich mich vorstellen und für die Aufnahme danken mußte, weil er Kurator des

\*) Vgl. die vorjährigen Grenzboten Heft 33. 34. 35. 47. 50.